

## Wera Inber: Die elektrische Birne

Unser Moskau ist groß und reich, aber auch die Ordnung hier ist groß und dadurch wird einem das Leben hier unmöglich. Dafür spricht schon die Tatsache, daß an den Bahnhöfen überhaupt und am Brjanskibahnhof insbesondere eine Kontrolle beim Ausgang steht und verlangt, die Fahrkarten vorzuzeigen.

Keine leichte Sache, ein blinder Passagier zu sein! Ganze Kilometer lang herumstehen in den Korridoren und in den Toiletten der Züge, sich ein gleichgültig-freies Aussehen geben, während man in Wirklichkeit ein blinder Passagier ist — das alles hat man nun hinter sich. Die ersehnte Stadt schwimmt einem entgegen: Auf der einen Seite der Sonnenuntergang, auf der anderen der Mond und dazwischen der Frühling. Sogar die letzte Kontrolle hat man endlich hinter sich. Das antändige Publikum, das mit den Fahrkarten, reißt im Gedränge den blinden Passagier mit sich und trägt ihn bis auf dem Bahnsteig hinaus.

In der Tasche hat man keinen Heller, im Magen kein Krümchen, im Gedächtnis die Adresse eines Mannes, der einem zweiundzwanzig Rubel schuldet, ein Betrag, der groß genug ist, um damit ein neues Leben beginnen zu können.

Der blinde Passagier ist ziemlich auffällig. Seine Hosen glänzen wie Seide, das Hemd ist löcherig wie Spitzen und der Hut, der ist überhaupt nicht da. Der Mann hat ganz glattes Haar, in welchem so etwas wie Frechheit liegt. Ein Gewerkschaftsbüchel besitzt er nicht, aber auf dem ersten Blatt seines Notizbuchs kann man sein Pseudonym „Georg S.“ eingetragen finden. Seinen wirklichen Namen weiß niemand, es sei denn die Behörde, die ihn so lange und so gut bewacht eingesperrt hielt.

Nun ist er frei. Die Hände in den Hosentaschen, betrachtet er die Welt mit unruhigen grünen Augen. Während er die Boulevards durchstreift, führt der junge Mond durch das Laub seinen glatten, rötlichen Kopf. Georg S., die Augen zusammenknirschend, schaut nach dem Mond und denkt: „Ich übermache bei ihm. Ab morgen beginnt ein neues Leben. Ich werde mich in Stücke reißen, aber Arbeit muß ich finden. Ich kann vieles. Ich kann elektrisches Licht einführen, kann Fabrikarbeiterlieder machen, kann eine Zeitung umbrechen und kann auch Waffeln backen. Aber was ich auch beginnen sollte, ich will es tadellos machen. Ich werde von nun an ehrlich sein. Ich werde gut sein zu den Kindern und streng zu den Frauen und nicht umgekehrt, wie ich es bis jetzt getan habe. Ich will ein schönes Leben führen und so wird mich zu meinem Tode der Komchos wie ein würdiges Mitglied der Gesellschaft beerdigen lassen und auf meinem Grabe werden Krokusse wachsen, die für das Vieh zwar giftig, aber dem Auge angenehm sind.“

Es geht immer weiter und weiter und unterhält sich selbst. Aber der Ring der Gärten nimmt kein Ende und allmählich, vor Müdigkeit und Hunger, schwimmen ihm Ringe vor den

Augen. Seine Beine werden schwächer und der junge lustige Mond schneidet ihm Gesicht wie eine alte Hexe.

„Es ist nicht mehr so weit“, redet sich Georg S. ein. „Jetzt bin ich schon zwei Hausnummern vorübergegangen. Ich kaufe mir dann Brot und Zigaretten und leg mich bei ihm irgendwo nieder.“ Allmählich nähert er sich der langersehnten Hausnummer. Die Beine Georgs aber benehmen sich empörend! Sie sabotieren einfach und plötzlich bleiben sie überhaupt stehen, stoßen an irgend einen in Begleitung einer Dame vorübergehenden Bürger und bringen ihn zum Fallen.

„Erlauben Sie!“ schreit der Bürger, indem er sich von der Erde erhebt. „Sie wollen wahrscheinlich in der Zeitung unter der Rubrik: „Wofür man sie bestraft“ figurieren? Bitte, Genosse Passant, zeuge dieser empörenden Aufführung zu sein!“

Der Genosse Passant tritt dicht an Georg S. heran und sagt ruhig: „Schau, daß du weiterkommst!“ Und sich an den Bürger mit der Dame wendend, stellt er fest: „Hat keine Augen! Sicher hat man ihm das Geld in der Elektrischen weggestohlen und vor lauter Kummer wadelt er!“

Georg S. läßt man laufen. Er weiß es selbst nicht, wie er bis zur entsprechenden Hausnummer gelangt. Die Hausstiege ist hell beleuchtet und ihre Stufen sind weißliche Stufen, die zum Erdenglück führen. Da ist die Wohnung schon, hier die Türe, hinter der ihm der Freund und zweiundzwanzig Rubel erwarten. Georg S. drückt auf die Glocke. Er läutet nicht ein- und nicht zweimal, — er läutet andauernd. Gleich wie der Taube hört er sich selbst nicht. Endlich vernimmt er Geräusche von Schritten hinter der Tür. Die Tür öffnet sich, nur an der vorhängenden Kette und in der Türöffnung sind nur ein Auge und eine Nase zu sehen.

### Der Tod des jungen Mädchens

Ihre verkrühten Kinderkruste regte kein Atem mehr und in dem steilen Rissen lag ihr Gesicht. — Ein seltsam reifes Wissen spielt um den Mund, der sich nicht mehr bewegte.

Und in den hochgezogenen Brauen lag ein schmerzliches Staunen und ein Nichtbegreifen. Auf ihrer unvollkommenen, noch nicht reifen Gewölbten Stirne spiegelt sich der Tag.

Und ihre schmalen Kinderhände runden starr auf der Dede. Etwas ungeschickt um einen weißen Rosenstrauch gefügt — —

So liegt sie da in peinvoll langen Stunden. — Und viele Blumen bringt man ihr und weint und kann nicht fassen, daß die Sonne scheint —

Junge Falser-Reinersdorf.

„Ist Morozovnikow zu Hause?“ fragt Georg S., kaum das Zittern seiner Stimme beherrschend. „Kann man den Morozovnikow sehen? Sollte er schon im Bett liegen —, macht nichts, toeden Sie ihn nur!“

Aus der Türspalte kommt dumpf und zusammengepreßt die Antwort: „Er liegt nicht, er sitzt . . . in der WP! . . .“ Und die Tür schnallt zu.

Auf der ruhigen, hellen Stiege bleibt Georg S. allein. Er bezichtigt ganz fein Versprechen, Kinder zu lieben und fremdes Eigentum zu achten. Jetzt sucht er eifrig mit den Augen, was er denn stehlen könnte. Er muß gleich Brot haben, an Zigaretten ist nicht mehr zu denken, — Brot muß er aber haben . . . Gerade vor seinen Augen über einer der Türen brennt eine elektrische Lampe. Georgs Augen werden zurecht. Die Birne ist nicht durch ein Metallnetz geschützt und es würde ihm keine große Mühe kosten, sie einfach herauszudrehen, um sie gleich in der Nähe in einer dunklen Krambude gegen das Nichtigste, was der Magen verlangt, umzutauschen.

Georg S. macht einen Schritt in der Richtung zur Birne — aber — plötzlich bemerkt er über der Lampe eine kühle Aufschrift, von der es ihm aber ganz heiß wird: „Die Birne ist angelötet . . .“

Georg S. lehnt mit dem Rücken an der Wand. Er hat eine so freie, nachlässige Miene, als ob er auf sein geliebtes Mädchen wartet, oder aber, als hätte er sich nur daran zu erinnern, in welcher Schublade seines Schreibtisches er seine Briefstasche vergessen hat.

Er sieht so harmlos aus, daß die Leute, die die Stiege hinaufgehen, ihn einfach nicht bemerken und unbekümmert ihre Gespräche weiterführen.

Und diese Gespräche sind verschiedenartig: „Die Fische taugen heuer gar nichts“, meint besorgt die eine Frau zu der anderen, „sie sind bitter und der Roggen zerfällt wie Raphthalin. Ich kaufe sie nicht einmal mehr.“

Zof . . . fällt hinter ihnen die Tür zu.

„Die Birne ist angelötet“, denkt Georg S.

„Das Ballett ist eine unproletarische Kunst“, sagt ein Junge in Kappe zu zwei Mädchen; die eine ist rotthaarig, die andere schwarzhaarig. „Was habe ich davon, daß die Beine sich meisterhaft bewegen, wenn ich darin doch keine Seele finde!“

„Es gibt keine Seele“, antwortet zart die Note.

„Es gibt nur ein Herz.“

Zof . . . fällt die Tür zu.

„Die Birne ist doch angelötet“, denkt Georg S.

Von unten herauf ertönt plötzlich eine Eiferjudischzene. Georg S. kann die Gesichter nicht sehen, er hört nur die Stimmen.

Die Frau ist heftig, der Mann schüchtern.

„Ich habe alles gesehen“, — beschließt sich die Frau . . . Gestern haben Sie der Marxjussa ein Briefchen in Gladkows „Zement“ hineingelegt. Worüber konnten Sie ihr schreiben,

da Sie doch selbst behaupten, sie habe keine gleichen Augen und daß sie nicht einmal auf der Maschine schreiben könne, sondern hochert?

„Liebste“, rechtfertigt sich der Mann, „Leichte, auf mein Ehrenwort...“  
„Angelötet ist die Birne“, — denkt Georg S.

Die Dunkelheit der Nacht wird tiefer. Immer seltener werden die Stimmen auf der Stiege. Endlich verstummen sie ganz. Durch das große, schmale Fenster kann man wahrnehmen, wie der Himmel sich langsam im Westen erhellt.

„Die Frühlingsnächte sind im Norden kurz“, denkt Georg S., „wahrscheinlich ist es erst gegen zwei Uhr.“

Die Elektrische ist nun ganz still. Der Gehsteig widerhallt unter den Tritten eines einsamen Fußgänger. Der leichte Wind, der während des Tages nach Benzin und Kohle riecht, atmet jetzt nur noch Feld- und Waldluft. Es sind die zahlreichen Felder und Wälder in der Umgebung Roskofs, die diese Luft herwehen.

Der Wind bringt sogar bis zur Stiege, too Georg S. in solch gequälter Stimmung steht, und umspielt seinen unglücklichen Kopf.

Auf dem Treppenabsatz auf einer der Türen ist folgende Aufschrift zu sehen: „Fräulein Adele. Manicüre und Nagelputzen. Bitte zweimal an der Wand zu klopfen.“

Und auf einmal kommt Georg S. ein glänzender Gedanke:

„Sobald man anzuklopfen bittet, wäre es eine Unhöflichkeit, es nicht zu tun“, spricht er zu sich selbst.

Und Georg S. klopft zweimal mit der heißen, katten Handfläche an der kalten, rauhen Wand. Es öffnet sich die Tür: Fräulein Adele selbst, wie es scheint. Ihr Haar ist gefärbt, die Augenbrauen sind leicht austafiert und der Mund ist offen. Sie schaut fragend auf dem späten Gast.

„Verzeihung, — tausendmal Verzeihung“, beginnt Georg S., „aber ich muß unbedingt noch heute meine Nägel herrichten. Es ist für mich eine Frage von Leben und Tod.“

„So spät empfangen ich nicht. Morgen...“

„Ich weiß“, erwidert Georg S. und läßt sie nicht die Tür zumachen, „ich weiß, daß das Leben erst morgen beginnt. Aber die Nägel muß ich noch heute haben. Uebrigens mache ich Sie aufmerksam, daß ich kein Geld bei mir habe. Ich hab kein Geld.“

Die austafierten Augenbrauen Fräulein Adeles erheben sich und ihr Mund wird rund wie eine Puderbohle.

„Gleich, im Augenblick“ — denkt freudig Georg S. — „wird sie einen Milzionär rufen und der führt mich auf die Polizei wegen Störung der Nachtruhe. Dort falle ich vor Hunger in Ohnmacht und man gibt mir alsdann Brot zum Essen und ich schlaf dann selig ein — schlafe bis Morgen früh...“

Fräulein Adele schaut ihn bestremdet an und spricht leise: „Treten Sie, bitte, ein — ich mache Ihnen gleich die Nägel.“

Georg S. sitzt beim kleinen Tischchen. Die eine braune Hand hält er auf dem gestrichelten Klotzchen, die andere taucht im Seifenwasser. Sein Kopf ist leicht und schwer zugleich.

Fräulein Adele erzählt:

„Manche arbeiten mit Schere, ich aber nur mit der Feile. Da neulich kommt zu mir ein junger Mann und sagt: Machen Sie mir Nägel, die glänzen sollen wie die Nachsterner am Himmel — ich bin verliebt. Aber die Hauptfrage — das sind die Steuern, die einen

Plagen... Sollte ich Ihnen weh tun, so sagen Sie es mir...“

Georg S. dankt und verabschiedet sich von Fräulein Adele. Seine Nägel glänzen nun wie die Nachsterner am Himmel — aber sein Magen bleibt leer. Die Tür fällt hinter ihm zu und Fräulein Adele geht mit dem Bewußtsein zu Bett, eine gute Tat vollbracht zu haben.

Was nun? Georg S. weiß nicht, wohin

er gehen könnte, wo sich niederlegen, was essen. Und höchste Ironie seines Schicksals! — nun hat er gar das Vergnügen, zuzuschauen, wie sich von der Stiege ein Beiprisonier (Wartungsloster) herausschleicht — und mit einem raschen Sprung ist der Kerl auf dem Fensterbrett und dreht geschickt die Birne aus, die nicht angelötet war.

Aus dem Russischen übertragen von Recha Kab.

# Jugend jenseits des Ozeans

Von Friedrich Steiner

Wenn ein Europäer den amerikanischen Kontinent betritt, so stellt er zunächst erstaunt fest, daß die Jugend im öffentlichen Leben der Staaten die maßgebliche Rolle spielt. Die Presse berichtet in vielen Spalten von den Wettbewerben jugendlicher, Wiber und Lebensbeschreibungen weisen darauf hin, welche anerkennenswerte Leistungen die amerikanischen Jugend vollbringt — Preisauschreiben spornen die Jugend zu Retorden auf allen Gebieten des praktischen Lebens an. Film und Literatur haben das Leben des jungen amerikanischen Menschen in den Mittelpunkt ihrer Darstellung gerückt. In Magazinen werden berühmte Männer der Vergangenheit und Gegenwart gezeigt: der Gouverneur von New York — als Zeitungsjunge; Professor Prince Dale von der Columbia-Universität, der als Laufjunge seine Existenz begonnen — unzählig die Beispiele, an denen den jugendlichen und Erwachsenen gezeigt wird: nur von deiner Tüchtigkeit hängt es ab, dir den Platz im amerikanischen Volk zu erobern. Alle Bestrebungen zur Verbesserung der Lebensform werden propagiert unter der Parole: für unsere Jugend! Unwillkürlich erinnert man sich an das Wort des Dichtersphilosophen Martin Buber: „Die Jugend ist die Glücks-Chance der Menschheit!“

Um diesen zwanzig Millionen amerikanischen Jungen und Mädchen die Ideale der Nation nahezubringen, hat man ein Schlagwort erfunden: „education“ (Erziehung), das zum intensiven Ausdruck amerikanischer Lebensart geworden ist. Erziehung — dieser Begriff hat „drüben“ eine andere Bedeutung als bei uns; er umfaßt nicht nur die Erziehung in Schule und Elternhaus — die „education“ bestimmt das gesamte öffentliche Leben, reguliert das Dasein der Jugend ebenso wie das der Erwachsenen. Der Amerikaner bezeichnet sich höchst ungern als „alt“; er will solange wie möglich zur Jugend gehören. Ein typisches Beispiel für diese Einstellung ist der Brief des amerikanischen Präsidenten Coolidge an die große Jugendorganisation der „Boys Club Federation“, an die er sein Bild schickt mit den Worten: „Ich bin auch nur ein Junge...!“

Wenn wir über der Kasse der New Yorker Untergrundbahn lesen: „Keep smiling“ (Wahre dir dein Lächeln) oder an der Zufahrtsstraße zu einer größeren Stadt ein Plakat lesen: „Fahre langsam und du lernst unsere schöne Stadt kennen, fahre schnell und du lernst unser Gefängnis kennen“ — oder wenn eine gefährliche Kurve mit dem Schild angezeigt wird: „Beste Gelegenheit für Selbstmörder“ — so sind dies alles Zeichen für den jugendlichen Humor des amerikanischen Volkes, der wiederum ein typisches Ausdrucksmittel der „education“ ist. Denn ohne diese bewußte Erziehung zum Lächeln, zur Lebensfreude, wäre es unmöglich, auf die riesige geballten Menschenmassen in den Großstädten einzuwirken und den Geist sozialer Verständigung wahrzurufen.

Immer wendet man sich an die Jugend; sie gilt als die Wächterin der amerikanischen

Ideale, die in der Verfassung von 1776 als „göttliche, unüberäußerliche Rechte“ festgelegt wurden: „Life, Liberty and the Pursuit of Happiness“ (Leben, Freiheit und das Streben nach Glück). Freilich gibt es in Amerika harte Unterdrückung des wirtschaftlich Schwachen, Klassenkampf und Klassenjustiz, Beschränkung der Meinungsfreiheit und auch eine Zensur, die in recht willkürlicher Weise das Geistes- und Kulturleben beschränkt; doch die Jugend wird immer wieder darauf verwiesen, das Ideal der Demokratie aufrechtzuerhalten und zu verteidigen. Die amerikanische Jugend glaubt an das Ideal, auch wenn sie weiß, daß viel von dem versprochenen Glückszustand Illusionen sind, deren Verwirklichung erst späteren Generationen möglich sein wird. Frühzeitig predigt man dem jungen Menschen, „wahrer Amerikaner“ zu sein, das heißt auf Eigenbröckerei zu verzichten, sich nicht individuellen Neigungen reiflos hinzugeben, sondern sich einzufügen in das längst erprobte Schema der Gesellschaft, das darauf beruht, den Einzelnen zum „Normaltyp“ zu erzichen und ihn zu höchsten Leistungen in seinem Verufe anzuspornen.

Von diesem Geiste sind auch alle die großen Jugendorganisationen Amerikas erfüllt. Da ist die berühmte „Boy-Scouts“-Bewegung, die 600.000 Jungens umfaßt, über 500 Ortsgruppen verfügt und 3000 Camps (Lager) besitzt. Sie ist die populärste Jugendorganisation Amerikas; man kann sie nicht mit irgendwelchen europäischen Jugendbewegungen vergleichen, denn geistige Ziele, ein Eigenleben, kennen die Amerikaner nicht. So sind die Jugendorganisationen das hervorragende Instrument der „education“. Die „Boy-Scouts“ werden nicht deshalb einem gewissen militärischen Drill unterworfen, um sich in einem späteren Krieg besonders zu betwähren, sondern um als Helfer im praktischen Leben zu wirken. Eine besondere Gruppe junger Leute wird auf amerikanischen Universitäten herangebildet als „Boys Workers“ (Jugendbildner); diese jungen Führer der amerikanischen Jugend, müssen nicht nur Idealismus, glänzende pädagogische Fähigkeiten, sondern auch großes handwerkliches Können für ihren „Beruf“ mitbringen. „Boys-Work“ ist eine Spezialwissenschaft für die bereits bestehende amerikanische Universitäten eigne Lehrstühle errichtet haben. Neben diesen Jugendorganisationen sind auch Mädchenklubs vorhanden, als deren bedeutendste die „Camp-fire-girls“ und die „Girls-scouts“ gelten. Frühzeitig werden in den amerikanischen Jungen und Mädchen durch diese Organisationen die Nationaltugenden: Fleiß, Tatkraft, Geschäftlichkeit, Lebensfreude und Hilfsbereitschaft geweckt und gefördert, indem man die Jungen als Farmer, Krankenwärter, Ordnungspolizei u. a. m. sich betätigen läßt, während die Mädchen auf andern Gebieten des praktischen Lebens unterwiesen werden: Kinderwartung lernen, Kochen, Schneidern, Hauswirtschaft, Schwimmen, Reiten, Pionierarbeit und andern Sport. Von diesen

Zugendlichen werden auch zivilisatorische Aufgaben durchgeführt, wie Urbarmachung von Waldstücken, Anbau bestimmter Nutzpflanzen, Erschließung von Landschaften durch Propagandamärche usw. Es gibt in Amerika auch in zahlreichen Städten sogenannte Jugendparlamente, die in Zusammenarbeit mit den gesetzgebenden Körperschaften beraten und beschließen. Diese gesamte Arbeit der Jugendorganisationen läßt sich zusammenfassen unter der Parole: „Citizen makings“ (Bürger machen) — die staatsbürgerlichen Pflichten bei den Jugendlichen entwickeln und verankern. Neben den genannten Großorganisationen gibt es noch zahlreiche Vereinigungen mit besonders betontem religiösem oder sportlichem Charakter, die ebenfalls an der Durchführung der „education“ mitwirken. Trotzdem ist es unmöglich die zwanzig Millionen Jugendlichen organisatorisch zu erfassen. Am aber auch an die vielen Millionen „Außenseiter“ heranzukommen, sie zu „Citizen“ zu machen, sind in den Arbeitervierteln aller Großstädte Klubbhäuser errichtet, wo auch den Kindern der Aermsten Gelegenheit gegeben wird, ihre Tagesstunden in praktischer oder geistiger Arbeit zu verbringen.

So bewußt man in der Erziehung das nationale Prinzip betont, so lehnen es die amerikanischen Schulen und Universitäten scharf ab, die Jugendlichen im chauvinistischen Sinne zu beeinflussen oder zur Heldenverehrung zu erziehen. In Amerika erziehen sich Kriegshelden einer langen Volksrümlichkeit; dagegen spielen die Führer der Nation, die große staatsbürgerliche Tugenden bewiesen haben, wie z. B. Washington, der Schöpfer der Verfassung, oder der Präsident Lincoln, der Typus des aufrechten Demokraten, eine bleibende Rolle. Bezeichnend ist die Aufschrift auf dem Grabdenkmal des berühmten Generals und Präsidenten Grant: „Let us have peace“ (Laßt uns Frieden haben). In diesem Geiste wachsen zwanzig Millionen amerikanischer Jungen und Mädchen heran, befeuert von den nationalen Parolen „Life, Liberty and the Pursuit of Happiness!“ — die vielleicht noch für ein Menschenalter nur Illusionen sind, aber aus denen die Kraft, der Glaube und die Hoffnung der Jugend jenseits des Ozeans gespeist werden.

## Es geht nichts über Ehrlichkeit

Von Walter Jelen

Otto sah sich um. In seiner Blickweite war nur eine elegante Dame, die etwa zwanzig Meter vor ihm ging. Ihr mußte zweifellos die Banknote gehören, die er eben gefunden hatte. Mit großen Schritten eilte er der Verleumdung nach und erreichte sie bereits nach einigen Sekunden.

„Gnädige Frau“, sagte er, „ich habe wenige Meter von hier diesen Hundertmarkschein gefunden. Sie sind erst vor wenigen Augenblicken bei dieser Stelle vorbeigegangen — gehört das Geld vielleicht Ihnen?“

„Ach werde nachsehen“, meinte die Dame. Nun öffnete sie ihr frohdilbernes Täschchen und stöberte in den verschiedenen Fächern herum. „Wahrscheinlich!“ rief sie dann, „das Geld gehört mir.“ Sie nahm die Banknote, faltete sie sorgfältig zusammen und steckte sie in ihr Täschchen. Otto räusperte sich umständlich. „Ach — Sie wollen einen Finderlohn?“ sagte die Dame erstaunt.

„Ach bitte darum“, entgegnete Otto schlicht. Da gab sie ihm die zehn Mark und rauschte davon. Otto schänderte weiter. Sein Blick war

wieder auf den Boden gerichtet. Er hatte Glück gehabt — vielleicht hatte er es nochmals ... Beständiges Glück — wie schön das klingt! ...

Und das Unwahrscheinliche geschah: Er sah etwas auf der Erde, bückte sich schnell und hatte abermals, nicht etwa einen Zehn-, Zwanzig- oder Fünfundzwanzig-, sondern einen blanken Hundertmarkschein in der Hand. Sofort eilte er dem Herrn mit dem steifen Gut und dem schwarzen Ebenholzstock nach, der vor ihm eben um die Straßenecke biegen wollte.

„Herr! Haben Sie nicht diesen Hundertmarkschein verloren? Ich fand ihn wenige Schritte von hier ...“, berichtete der ehrliche Finder.

## Joan: Gestohlen wurde:

Vor einigen Monaten soll in Amerika ein Eisenbahnwagen mit einem Riesenbottich gestohlen worden sein. Der mit Meerwasser gefüllte Bottich barg einen lebenden Walfisch ...

Ob dieser Diebstahl tatsächlich verübt worden ist, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Nachfolgend angeführte Fälle kurioser Diebstähle sind aber authentisch.

Ein reicher Gutsherr in Ungarn besaß unter anderen auch ein Haus in Budapest. Dieses war aber schon sehr häufig und wurde nicht mehr betreten. Der Besitzer, der seine Zeit größtenteils im Auslande verbrachte, kümmerte sich nicht viel um diese seine Realität. Es war dies noch vor dem Kriege. Eines Tages kam er wieder einmal in die ungarische Hauptstadt und beschloß, den Grundbesitz zu veräußern und das Haus auf Abruch zu verkaufen. Zu diesem Zwecke ließ er sich mit einem Makler dorthin fahren. In der betreffenden Straße angelangt, hielt der Gutsherr vergebens nach seinem Hause Ausschau. Zuerst glaubte er, der Chauffeur habe sich in der Straße geirrt oder in der Hausnummer, bis er zu seinem grenzenlosen Erstaunen feststellen mußte, daß er schon an der richtigen Stelle war. Bloß das Haus fehlte. An der Stelle, wo es gestanden, sah man bloß einen notdürftig eingemauerten, von zerbrochenen Ziegelsteinen überfüllten Platz.

Die sofort in der Nachbarschaft angestellten Nachforschungen ergaben, daß eines Tags Cabswagen mit Arbeitern vorgefahren waren, die das Haus abtrugen und das Altmaterial fortführten. Die alten Türen und Fensterrahmen, die Wasserleitungen- und Gasrohre, die Fensterscheiben und die noch brauchbaren Ziegel repräsentierten immerhin noch einen Wert, der die Demolierungs- und Transportkosten um ein Vielfaches überstieg. Bis heute sind die Diebe, welche auf diese Weise ein ganzes Haus gestohlen hatten, nicht eruiert worden.

Diese Gaunerfrechheit sollte jedoch bald überboten werden. Abermals war Budapest der Ort der Tat. Dort ereignete eines Tages, in einer weniger belebten Vorstadtstraße, ebenfalls Arbeiter mit Fuhrwerken und sperrten die Straße für den Wagenverkehr ab. Sogar die am Anfang und Ende der Absperrung vorgeführten Petroleumlampen fehlten nicht. Und dann — wurde, sehr zum Verdruß der Bewohner und ganz insbesondere der Geschäftsleute — das fast neue Pflaster aufgerissen und die Plastersteine weggeschafft.

Tage vergingen und mit der neuen Pflasterung wurde nicht begonnen. Einige Ladeninhaber beschwerten sich beim Magistrat. Dieser stellte nun nach vielem Umherforschen in den

„Hundert Mark?“ wiederholte der Mann. „Moment — ich werde nachsehen.“ Er holte eine schwarze Geldtasche aus dem Rock und überprüfte ihren Inhalt. „Das Geld gehört mir. Geben Sie es sofort her!“ knurrte er.

„Ach bitte um den Finderlohn“, warf Otto schüchtern ein.

Das erlöste den Mann. „Einen Schmarren kriegen Sie“, schrie er. „Aber ich will mich mit so einem Menschen nicht herstellen.“ Er gab ihm die zehn Mark und ging schimpfend davon ...

Gibt es ein gefahrloseres Mittel, Falsifikate zu vertreiben?

Kemlern fest, daß gar kein offizieller Auftrag erteilt worden sei, daß man also den Budapestern ganz einfach eine Straße gestohlen hatte ...

In Wien hat sich vor einigen Jahren folgendes abgespielt: Der bekannte, bereits verstorbene Pepi Steidler (Klapphornwerfer) hat einen Sohn, der Baufrederer ist. Dieser trat in der inneren Stadt in einem Vergnügungssal auf. Eines Abends, nach Beendigung der Vorstellung, bemerkte Steidler jun. den Abgang seiner originellen Puppe, des „Rudi“. Alles Suchen war vergebens. Rudi blieb unauffindbar.

Am nächsten Tage zerbrach sich der Artist den Kopf, wo er rasch eine entsprechende Ersatzpuppe aufreiben konnte. Da wurde er zur Polizei beschieden.

In der Nacht waren nämlich in der inneren Stadt Betrunkene, die mit Rudi Alotria trieben, festgenommen worden. Der Baufrederer sollte sich sein Eigentum beim Stadtkommissariat abholen kommen. Der große Wurstel lag auf dem Schreibtisch des journalhabenden Beamten. Steif und stumm. Wie eben eine Puppe.

Kaum hatte jedoch Steidler, der Baufrederer, den Amisraum betreten, als auch auf einmal die tote Puppe redelig zu werden begann. „Göschte Zeit, daß du kommst! — Die ganze Nacht hab' ich da liegen müssen!“ erklang es wortwüchsig. Anscheinend von Rudi gesprochen.

„Servus Rudi! — Na, jetzt bist ja wieder bei mir! antwortete der Komiker mit seiner natürlichen Stimme.

„Zum Essen hab' ich auch nichts bekommen ... aber dafür hab' i nix g'redt! Kein Sterbenswürtel haben i' aus mir außerbracht, bis jetzt erst!“

Man hat in diesem, sonst so ernstem Gebände, noch nie so gelacht wie damals bei dieser lustigen Entführungsgeschichte.

In einem noch ernstern Milieu spielte sich darauf, ebenfalls in Wien, folgender Vorfall ab:

Es war im Landesgericht auf der Alferstraße, kurz vor Beginn einer Schöffengerichtsverhandlung. Vorsitzender, Staatsanwalt und Verleider sehen mißbilligend wegen der Störung einem Uhrmacher zu, der umständlich die Wanduhr vom Verhandlungsstaafe herabnimmt und sobann mit der Uhr und der entleerten Leiter den Raum verläßt. Sie konnten nicht ahnen, daß der Mann in der blauen Arbeitsbluse weder ein Uhrmacher noch sonst ein Verantragter war, sondern ein überaus frecher Dieb, der vor den Augen der Vertreter des heiligen Reiches eine Wanduhr stehlen wird.

# Seltene Vereine

Wieder einmal ist die Kulturwelt um eine höchst eigenartige Gründung bereichert worden: wie aus Amerika gemeldet wird, wurde dort ein „Verein für den Kampf gegen die Verleumdung der Zwiebel“ ins Leben gerufen. Gewiß: trotz ihrer Unbeliebtheit, die darauf zurückzuführen ist, daß sie dem Atem eines Zwiebelessers einen unangenehmen Geruch verleiht, ist die Zwiebel als Nahrungsmittel außerordentlich gesund, weshalb sie es verdient, „verteidigt“ zu werden; doch daß man, dies zu tun, unbedingt einen Verein gründen muß? — Nun, lassen wir dem Gründer, dem ehrengeachteten Mr. Rodwood, seine Ueberzeugung von der Ungangbarkeit anderer Wege, und trösten wir uns mit der Tatsache, daß es noch weitläufiger Vereine gibt, als den der wackeren Kämpfer gegen die „Zwiebelverleumdung“:

In London, der Stadt, in der wohl die merkwürdigsten Klubs der Welt zu Hause sind, gibt es einen „Verein der Eingelängten“, dessen Mitglieder ausschließlich Junggefallen und Witwer sind, und weiterer einen Klub der „Kensingtoner“, der sich aus begeisterten Duellfreunden zusammensetzt. Dann ist da noch ein „Klub der Dreizehn“, der auf seine Art den Übergläubigen zu bekämpfen sucht und selbstverständlich nur dreizehn Mitglieder zählt, und der „Ewige Klub“, von dem laut Sagenen zu jeder Tages- wie auch Nachtzeit mindestens ein Mitglied in den Klubräumen antworfend sein muß (weshalb, wird man wohl nie erfahren). Als einmal im Gebäude dieses Klubs ein Brand ausbrach, mußte das gerade „Dienst machende“ Mitglied von Polizeibeamten mit Gewalt entfernt werden.

In jüngster Zeit wurden in Paris ein „Verein der Affmatiker“, in einer südchinesischen Provinz ein „Klub junger Mädchen, die nicht heiraten wollen“ und in New York erstand vor einigen Monaten ein „Klub verarmter Millionäre“, der es bereits auf ungefähr hundert Mitglieder gebracht hat, die, einstens Herren über Millionen, derzeit zum Großteil als Zeitungsverkäufer, Schuhputzer oder Geschirrwäscher ihr Dasein fristen (woraus zu ersehen ist, daß so manche Laufbahn dort endet, wo sie begann). Und in Melbourne wurde kürzlich ein „Klub der Strohwitwen“ ins Leben gerufen, der den Zweck verfolgt, Frauen, die sich durch häufige Abwesenheit ihrer Gatten vernachlässigt fühlen, Gelegenheit zu geben, zusammenzukommen und ihre Zeit angenehm zu verbringen. (Wie wohl diese Gründung das künftige Verhalten der Männer jener Frauen beeinflussen wird? Manah einer mag es sich vielleicht von nun an angelegen sein lassen, keinen Anlaß zur Klage mehr zu geben, doch andere hinterwärtig dürften sich möglicherweise sagen: „Nun meine Frau gottlob ihre Zeitverwendung hat, kann ich noch später heimkommen als bisher!“)

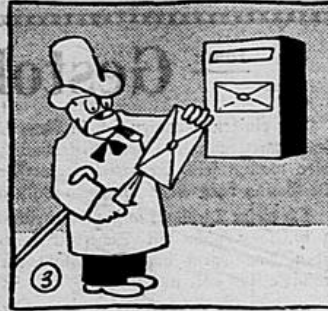
Groß, weit größer als man glauben möchte, ist die Zahl der Klubs, die als seltsam bezeichnet werden können. Doch darf man nicht etwa denken, daß alle seltsamen Vereine nur dazu da sind, Narzentum, Gefationskünstlichkeit oder bloße Vorliebe für Vereinsmeierei zu fördern; da gibt es, zum Beispiel in Paris einen „Klub der Schweiger“, der eine wohl uns gewöhnliche, doch sicherlich nachahmungswürdige Gründung von hohem erzieherischem Wert darstellt, und der die trefflichsten Dichtertexte im Banner führen könnte:

„Gott gab uns nur einen Mund,  
weil zwei Mäuler ungesund.  
Mit dem einen Munde schon  
schwänkt zu viel der Erdensohn.“

Ernst M.



Copyright P. I. B. Ben & Copenhagen



## Adamson und die Briefmarke

### Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 344.  
Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen.  
(Original.)

Schwarz: Kd8, Te8, g6, Sd5, Bc8, e4. (6)



Weiß: Kd4, Dd4, Th1, Lg4, Bc6, d6. (6)  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungsskizze zu Nr. 341: Da6—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schönbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Pusch Bruno, Kirschitz; Richter Karl, Politz a. E.; Nitsch Rosa, Trupschitz; Hahl Erwin, Chmiak Teo, Tyle Vladimir, Schindler Robert, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, Freundl Anton, sämtlich Nesteritz; Nausch Franz und Hofmann Fritz, Teplitz; Ubert Rudolf, Prosetitz; Berger Josef, Kleinauzged; Walter Ludwig, Steinwitz; Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Havel Franz, Modlan.

Abschließend zum Problemturnier für Zweizüger. Folgende Preisträger:  
1. Preis: Bruno Grün, Tetschen (Schachfreund, 12.900 Punkte); 2. Preis: Josef Schöpka, Komotau (Im goldenen Schwan, 11.565 Punkte); 3. Preis: Franz Tepper, Karlsbad (Zwölf Matt, 11.500 Punkte). Ehrende Erwähnung: Josef Hyna, Hostomitz (Verführung, 10.875 Punkte); Lobende Anerkennung: Franz Tepper, Karlsbad (Horizontale, 10.725 Punkte). Alle anderen Einsender sollen den Mut nicht fallen lassen und bei nächster Gelegenheit das Können wieder unter Beweis stellen.

Druckfehlerberichtigung.

In Schachaufgabe Nr. 343 ist das Diagramm richtig. Die 3 weißen Bauern a5, b2, c3 gehören nicht zu Nr. 343, sondern sind von Nr. 342 stehen geblieben.

### PARTIE Nr. 128.

Gespielt im Arb.-Schachturnier in Bern, Ostern 1937.

Damengambit.

Weiß: Poulsen, Dänemark.

Schwarz: Rosen, Frankreich.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 1.  | d2—d4  | Sg8—f6 |
| 2.  | c2—c4  | e7—e6  |
| 3.  | Sb1—c3 | d5—d6  |
| 4.  | Lc1—e5 | Lf8—e7 |
| 5.  | Sg1—f3 | 0—0    |
| 6.  | e2—e3  | Sb8—d7 |
| 7.  | Tal—c1 | c7—c6  |
| 8.  | Lf1—d3 | d5Xe4  |
| 9.  | Ld3Xe4 | Sf8—e5 |
| 10. | Lc5—e7 | Dd8Xe7 |
| 11. | 0—0    | Sd5Xe3 |
| 12. | Te1Xe3 | e6—e5  |
| 13. | d4Xe5  | Sd7Xe5 |
| 14. | Sf3Xe5 | De7Xe5 |
| 15. | f3—f4  | De5—f6 |

Eine Stellung, die immer wieder erscheint. Trotzdem sind die Schachtheoretiker nicht ganz einig über ihren Wert. Es kam auch De4 in Betracht.

- |     |        |         |
|-----|--------|---------|
| 16. | e3—e4  | Lc8—e6! |
| 17. | e4—e5  | Df6—e7  |
| 18. | Lc4—d3 | f7—f5   |

Soll den weißen Angriff abstoppen, um zum Gegenangriff in der d-Linie zu kommen

- |     |             |   |
|-----|-------------|---|
| 19. | e5Xe6 e. p. | — |
|-----|-------------|---|

Wohl um den Königsangriff wieder aufleben zu lassen. Offenbar verspricht sich Weiß von einem Freibauer e5 nicht viel. Nach dem Textzug entsteht aber auf f4 jedenfalls eine Anrempelungsmarke, die nicht gut mit g3 gedeckt werden könnte, hauptsächlich, weil damit eine Schwächung der Königsstellung entstehen würde.

- |     |        |        |
|-----|--------|--------|
| 19. | —      | De7Xe5 |
| 20. | Dd1—c2 | h7—h6  |

Nicht gut wäre Lf5 21. Db3—D7. 22. Lx7 und Weiß gewinnt den Bauern b7.

- |     |        |   |
|-----|--------|---|
| 21. | Ld3—e4 | — |
|-----|--------|---|

Es drohte Bauernverlust durch Dd4—. Der Zug soll aber auch dem Turm den Weg nach dem Königsflügel freilegen. Eigentlich sollte sich Weiß aber schon jetzt sagen, das dort nichts mehr zu holen ist. Besser war wohl mit 21. Lc4 Vereinfachung anzustreben.

- |     |         |        |
|-----|---------|--------|
| 21. | —       | Ta8—d8 |
| 22. | Tc3—g3? | —      |

Der verfehlte Plan wird ausgeführt. Wahrscheinlich wählte sich Weiß im Vorteil, oder unterschätzte seinen jugendlichen Partner. Dann wird er aber bald eines besseren belehrt.

- |     |         |         |
|-----|---------|---------|
| 22. | —       | Df6—d4+ |
| 23. | Kg1—h1  | Tb8xh1! |
| 24. | Lc4—d3? | —       |

Noch ein schöner Bock, zu halten war die Partie aber schon nicht mehr. Zu versuchen war noch etwa Lf3.

- |     |   |          |
|-----|---|----------|
| 24. | — | Dd1Xd3!! |
|-----|---|----------|

Aufgegeben. Denn es droht immer noch Matt wie vorhin. Eine überzeugende Talentprobe vom jüngsten Turnierteilnehmer, dem erst 16jährigen Franzosen, von dem noch allerhand zu erwarten sein dürfte. Sein Partner K. Poulsen ist einer der stärksten dänischen Spieler.